

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 17

Artikel: Wie ich die Kriegszeit erlebte
Autor: Wegmann, Alice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ich die Kriegszeit erlebte

VON ALICE WEGMANN

Mein Bruder und ich waren erst drei Jahre alt, als der Weltkrieg ausbrach. Also noch viel zu klein, um den Ernst der Lage zu erfassen. Wir sahen all die Dinge aus einer andern Perspektive als die Erwachsenen. Ereignisse, die sich ihnen tief einprägten, mögen an uns spurlos vorübergegangen sein; uns aber blieben Bilder aus jener Zeit innig verknüpft mit der Erinnerung an unsere Spiele und Kameraden.

Ganz deutlich erinnere ich mich jenes heißen Augustnachmittags, als der Vater in voller Uniform am Fenster des Wohnzimmers saß und auf das Auto wartete, das ihn fortholen sollte. Die Mutter stand neben ihm, aufrecht und schlank. Ich war noch sehr klein, aber nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem sich Vater und Mutter in jener Stunde in die Augen blickten, so ernst und tapfer, so feierlich. Ihr Ernst dämpfte sogar unsern kindlich lärmenden Uebermut. Wir wurden ganz still, nur die Fliegen summten schläfrig. Da kam die Großmutter herein und nahm den Bruder und mich bei der Hand. Wir sollten ins Bett, zum üblichen Nachmittagschlaf. Der Vater hob erst mich, dann den Bruder in die Höhe und küßte uns.

«Seid brav», sagte er, «macht der Mutter keine Sorgen.» «Bring uns etwas Schönes heim», bettelten wir.

An diesem Nachmittag fiel uns das Einschlafen schwer. Wir hörten die Türen gehen und schwere Schritte auf der Treppe. Vor unseren Augen gaukelten goldene Knöpfe und Sterne.

«Oh, du, unser Vater ist stark», prahlte mein Bruder. «Der ist allein stärker als ein ganzes Heer. Ich habe seinen Säbel berührt, aber er schneidet nicht.» «Wer das glaubt», sagte ich ärgerlich und bereute bitterlich, den Versuch nicht auch gemacht zu haben.

Auch das deutsche Dienstmädchen war fort, die dicke, rotbackige Marta. Ihr Verschwinden machte uns sehr unglücklich. Sie wußte die Geschichte von dem Esel und der Kuh und war auch sonst nach unserer Meinung ganz außergewöhnlich klug.

Ja, sie fehlte uns sehr, denn niemand von den Großen fand jetzt Zeit für die Geschichte von dem Esel und der Kuh. Die Mutter saß jetzt immer im Bureau über den großen Büchern. Sie runzelte die Stirn, als wir zwei Kleinen uns zur Tür hereinschoben und ihr drei Gänseblümchen und einen Wurm auf Pult legten. Dann seufzte sie ein wenig, entfernte den Wurm und strich uns eilig über die Köpfe.

«Ihr dürft mich jetzt nicht stören, seid lieb und geht zur Großmutter.»

Gehorsam kletterten wir Hand in Hand die Treppe hinauf. Aber die Großmutter sah uns nicht. Sie wirtschafte mit der neuen Elise in der Küche herum und war von sechs Uhr an auf den Beinen.

«Kümmere dich gar nicht um den Haushalt», sagte sie zu meiner Mutter, «du mußt jetzt Pauls Platz versehen. Ich bin auch zu etwas da.»

Als wir sie an der Schürze zupften, blickte sie unwillig auf. «Ihr müßt jetzt brav spielen, ich hab keine Zeit. Geht in den Garten.»

Aber noch bevor wir uns trollten, fiel ihr etwas Besseres ein. Sie hängte uns einen Korb an den Arm und legte einen Zettel hinein: «Geht damit zu Frau Peter. Sie soll euch geben, was ich da aufgeschrieben habe.»

Der Laden von Frau Peter war voll Frauen mit Henkelkörben am Arm. Alle schwatzten eifrig. Wir verschwanden beinahe unter den weiten Röcken. Frau Peter selbst schoß mit rotem Gesicht hin und her. Ihre Brillengläser funkelten, während sie mit einem großen Messer Käse abstach und Oel aus der Tonne zapfte.

Schließlich füllte sie auch unsern Korb und klaubte das Geld aus dem ledernen Beutel, den wir ihr entgegenstreckten. Bald darauf steckten rote, gelbe und blaue Marken neben den Münzen, wenn wir einkaufen gingen. Die Marken für Brot, Reis, Butter und Käse.

«Zu denen müßt ihr ebenso aufpassen wie zu dem Geld», schärfte man uns ein, und wir schauten ernsthaft zu, wenn der Bäcker wieder ein Kartenstückchen abriß. So klein wie wir waren, wußten wir doch, daß dieses Papier Brot bedeutete.

Ja, das Brot wurde immer knapper. Zum Morgen- und Abendessen gab es jetzt Kartoffeln. Butter war noch genügend vorhanden, das merkte man der Rösti an. Die Bauern, denen der Vater in Friedenszeiten unentgeltlichen Rat erteilt hatte, brachten uns im Abenddämmern manch Ankenbällchen ins Haus.

«Wir tun es gern», sagten sie, «ihr helft uns ja auch, und wer recht schafft, muß recht essen.»

So konnten unsere Kartoffeln zwar nicht im Fett schwimmen, aber doch darin pruzzeln. Die Kartoffeln gruben wir selbst aus dem Boden, der zu unserm Haus gehörte und früher Wiesland gewesen war. Der Packer Jakob und die Elise brachen ihn um, als von Bern der Befehl kam, alles anzupflanzen. Und er trug gut. Ich erinnere mich eines warmen Herbsttages, da die Mutter Kartoffeln ausgrub, die ich in den Korb sammelte. Ich mußte mich fleißig bücken, denn bei jedem Spatenstich

kollerten die braunen Knollen aus dem Boden. Die Mutter nickte mir freundlich zu, als ich den Schweiß von der Stirne wischte. Sie selbst stützte sich verschnaufend auf den Stiel der Stechgabel. Auf ihrem blauen Leinenkleid und dem braunen Haar lag helles Nachmittagslicht. Der Holunderstrauch an der Scheunenwand war voll schwarzer, fester Beeren. Hie und da löste sich ein überreifer Apfel und fiel mit dumpfem Aufschlag ins Gras. Die Mutter umfaßte das alles, den halbvollen Kartoffelkorb, die zitternd warme Luft, den braunen Boden und mich mit einem festen Blick.

«Du mußt jetzt meine große, kluge Tochter sein», sagte sie, und ich wußte, daß sie an meine ältere Schwester dachte, die vor ein paar Tagen in die Westschweiz geschickt worden war. Mein Bruder und ich heulten am Abschiedsmorgen, als würde unsere große Schwester direkt den Menschenfressern zur Verpesung angeboten. Auch die Mutter war bewegt. Mann und Kind fort, dazu der Krieg und die ungewohnte Arbeit. Jeder Tag brachte eine neue Last. Man mußte mit ihr wachsen, um nicht zusammenzubrechen.

In der Folge wurden viel gute Dinge ins Welschland geschickt. Ein ganzer Haferflockenkuchen, ein Brot und Schokolade.

«Du freust dich wohl über all die guten Sachen, welche dir die Mutter schickt», schrieb ich in einem offenbar nicht ganz neidlosen Brief an meine Schwester. Mein Bruder fügte der Epistel noch bei: «Buben schreiben keine langen Briefe. Es grüßt dich ein lieber Max.»

Herrlich war es, wenn der Vater über Sonntag nach Hause kam. Abends durften wir ihn im Militärauto ein Stück begleiten und fuhren dann im Zug zurück. Meine Mutter trug bei diesen Gelegenheiten ein weißes seidenes Tuch, dessen Enden im Winde flatterten. Nie mehr ist sie mir so schön erschienen wie damals. Sie lächelte und blickte zu meinem Vater auf, dessen Gesicht von Wind und Wetter tief gebräunt war.

Einmal sah ich die Mutter still und bleich am Fenster stehen. Alle Scheiben zitterten. Sie winkte uns zu sich heran. «Wißt ihr, was das ist?» fragte sie. Ihre Lippen bebten. «Kanonendonner von der Grenze bei Basel her. Gott sei uns allen gnädig.» Das eigentümliche Klirren kam noch hie und da, aber man gewöhnte sich daran.

Es wurde Frühling und wieder Herbst, es wurde Herbst und wieder Frühling. Man stach den Boden um und erntete die Kartoffeln. Jedes stand an seinem Platz, der Vater und die Mutter, die Großmutter und die Elise und all die Männer und Frauen im ganzen Land.

Der Glückspilz

VON R. ENZO

Als ich neulich im Strandbad war, lernte ich einen seltsamen Mann kennen. Zuerst lächelte ich über ihn in meinem Innern. Aber langsam komme ich darauf, daß dieser seltsame Kauz eine tiefe Lebensweisheit hat. Ich will meinen Lesern die Geschichte ganz kurz erzählen. Dem einen mag sie vielleicht lustig erscheinen, dem andern lehrreich. Wir werden ja sehen!

Also: ich ging in das Strandbad. Es war ein außergewöhnlich heißer Mittag, und ich lief gleich nach dem Büro zum See. An der Kasse stand ein Mann vor mir, der anscheinend einen kürzeren Fuß hatte und stark hinkte. Da das Bad überfüllt war, erhielten wir beide zusammen eine gemeinsame Kabine zugeteilt. So kamen wir ins Gespräch.

«Es wird ein Gewitter geben», sagte ich während des Auskleidens, um ihn nicht fühlen zu lassen, daß ich seinen verunstalteten Fuß bemerkt hatte.

«Oh, da irren Sie sich aber gewaltig!» war seine Antwort. «Sie müssen wissen, wenn ich ins Bad gehe, bleibt das Wetter bestimmt schön. Ich bin nämlich, Gott sei Dank, in allem ein Glückspilz!» Dabei lachte er über das ganze, ausgesprochen häßliche Gesicht, und ich sah, daß ihm im Oberkiefer fast sämtliche Zähne fehlten.

«So, so . . .», sagte ich aus Höflichkeit und beeilte mich, um möglichst bald ins Freie zu kommen.

«Ach, Sie glauben es vielleicht nicht? Etwa wegen meines kürzeren Fußes? Sehen Sie, gerade das war einer der größten Glücksfälle meines Lebens! Als ich zur Welt kam, ging es auf Leben und Tod. Nur mit Mühe gelang es überhaupt, mir das zweite Bein und damit wohl das Leben zu retten. Nun, ist das nicht wirklich Glück?!» Dabei blickte er mich triumphierend an.

«Allerdings», mußte ich sagen und wollte die Kabine

verlassen. Aber er blieb neben mir und schloß sich an, als ich mir einen sonnigen Platz suchte. Ich betrachtete ihn von der Seite, er mochte etwa 50 Jahre alt sein.

«Müssen Sie auch um zwei Uhr wieder im Büro sein?» fragte er mich.

«Ja, gewiß. Leider. Sie auch?»

«Natürlich, natürlich!» er nickte mit dem Kopf. «Wissen Sie, auch das ist wieder ein Glück, wie es eigentlich nur mir passieren kann. Denn ich dürfte gar nicht länger als eine Stunde in der Sonne bleiben. Als Kind fiel ich aus dem dritten Stockwerk auf die Straße. Denken Sie, es machte mir fast gar nichts! Ich verlor dabei lediglich einige Zähne und mußte mir anstatt der Schädeldecke, die gebrochen war, eine Silberplatte einsetzen lassen — aber sonst gar nichts oder so gut wie gar nichts —, bin ich nicht wirklich ein Glückspilz?»

«Wirklich — nicht zu leugnen!» sagte ich und wußte nicht recht, ob ich es auch wirklich so meinte. «Und haben Sie im Büro keine Schwierigkeiten?» setzte ich hinzu.

«Aber ganz im Gegenteil!» sagte er freudestrahlend. «Mir geht eben alles im Leben gut aus, daran habe ich mich schon gewöhnt. Als ich die anstrengende Arbeit nicht leisten konnte, versetzte man mich von Abteilung zu Abteilung, bis ich jetzt in meiner Bank einen besonderen Vertrauensposten erhielt. Ich sitze in einer unbeobachteten Ecke des Kassenaums und fotografiere dort die Kunden, die Schecks präsentieren. Ist das nicht hochinteressant?»

«Gewiß, außerordentlich — wohl wegen der Betrugsversuche?»

«Auch deswegen — aber vor allem, weil man mir ja

schließlich eine Arbeit geben will — ich sagte Ihnen doch bereits, daß ich ein Glückspilz bin!»

«Verzeihen Sie, aber das verstehe ich nicht ganz», erwiderte ich.

«Die Sache ist höchst einfach, lieber Herr . . . Herr . . .»

«Enzo», erwiderte ich, mich vorstellend.

«Mein Beileid», sagte er darauf. «Wie kann ein Mensch „Enzo“ heißen?» Dabei lachte er aus vollem Halse. «Wenn man das hört, denkt man an einen italienischen Operntenor, einen Frauenliebhaber, einen . . . ha, ha, ha . . . und dann, verzeihen Sie, wenn man Sie dann sieht!«

Leicht gekränkt blickte ich an meiner Gestalt abwärts. Gewiß, in der Badehose ist es schwer, eine herkulische Figur zu haben, aber gar so übel dünkte ich mich doch nicht.

«Sehen Sie», begann er wieder, «bei mir ist sogar der Name ein Glücksfall — ich heiße nämlich Eusebius Hasenellenbogen.» Auf mein wohl etwas erstauntes Gesicht setzte er hinzu: «Abgesehen davon, daß das ausgesprochen schön klingt, ist auch jede Verwechslung ausgeschlossen. So heißt sonst niemand, ich kann wohl sagen: auf der ganzen Welt!»

«Ja, das leuchtet mir allerdings ein — aber wieso heißt sonst niemand so? Und wieso haben Sie so einen Posten? Verzeihen Sie, aber Sie haben mich neugierig gemacht.»

«Lieber Herr Enzo, ich kann begreifen, daß Sie das Gefühl haben, einem außergewöhnlichen Menschen gegenüberzustehen — pardon — zu liegen. Ich kann Ihnen auch gar nicht alle Glücksfälle meines Lebens aufzählen, wir würden bis morgen früh nicht fertig werden, so zahlreich sind sie! Aber das mit dem Namen ist ganz einfach und wirklich ein unerhörter Glücksfall. Mein Vater war schon ein älterer Herr, als seine Ehe

(Fortsetzung Seite 516)